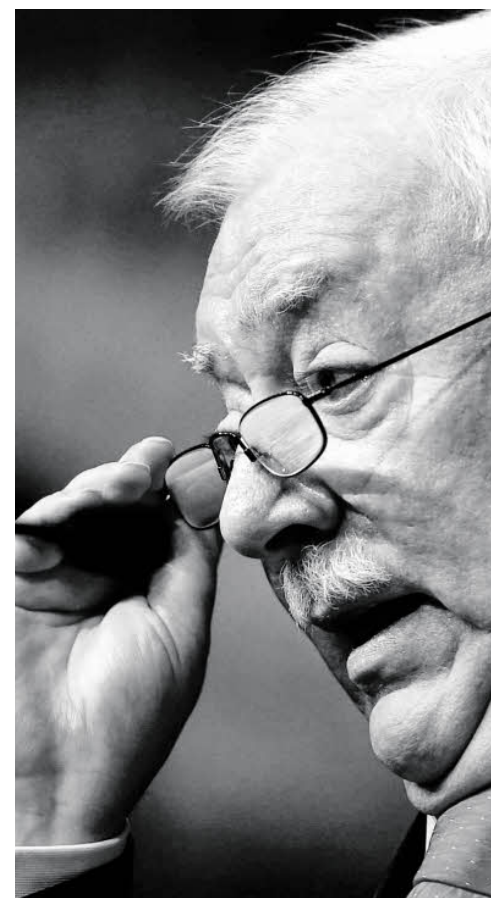
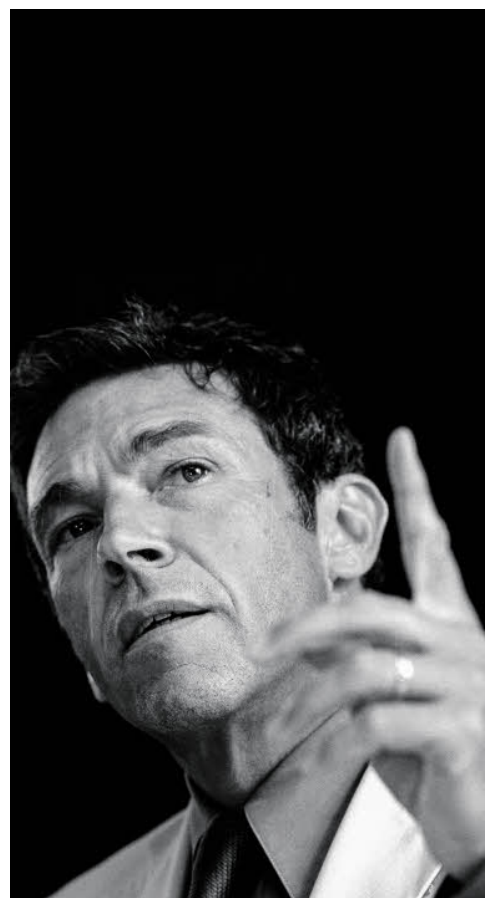


BILDER: SNIPICTUREDES/SIMLACHE, APA/ROBERT JAEGER, APA/OJCZEREI, ROBERT RATZER, APA/GINDL, PIXABAY



Der brutale Entzug vom Ruhm

Und die triste Zeit danach.

Warum Politiker am liebsten gar nie über ihren Rückzug nachdenken. Und warum erst ein perfekter Abtritt den Weg zu historischer Größe ebnet.

CHRISTIAN RESCH

„Nicht abwarten, dass man eine untergehende Sonne sei: Es ist eine Regel der Klugen, die Dinge zu verlassen, ehe sie uns verlassen. Man wisse, aus seinem Ende selbst sich einen Triumph zu bereiten.“ So sprach der spanische Philosoph Balthasar Gracián, 1601–1658. Bruno Kreisky, Jörg Haider, Michael Häupl, Johann Padutsch, Heinz Schaden und Josef Pühringer hielten und halten sich in höchst unterschiedlicher Ausprägung an diesen Ratschlag.

Richtig zurücktreten – vielleicht so, dass der Rücktritt selbst zum würdigen Schlussstein einer großen Karriere werden kann. Warum das so selten gelingt, hat der Journalist Moritz Küpper in Buchform hinterfragt.

SN: Herr Küpper, warum eigentlich kleben so viele Politiker gnadenlos an ihren Sesseln?

Moritz Küpper: Weil solche Leute, in wirklichen Spitzenämtern, ihr ganzes Leben darauf ausgerichtet haben, dorthin zu kommen. Das ist unendlich schwer und erfordert die gesamte persönliche Energie. Dann loszulassen, das tut keiner gern.

SN: Selbst dann, wenn schon die halbe Welt fordert, der Betreffende möge hurtig seinen Hut nehmen?

Auch dann. Denn einen Spitzenjob bekommen Sie gar nicht, wenn Sie sich nicht ein wahnsinnig dickes Fell zugelegt haben. Man macht die politische Ochsen-tour, man dient sich nach oben. Man ist Kritik ausgesetzt, man gewöhnt sich daran. Die Gefahr ist natürlich, dass man irgendwann eine so dicke Haut hat, dass man gar nicht mehr richtig fühlt, wann der Druck zu stark ist, wenn es zu spät ist.

SN: Und dann was passiert?

Na, dass man eben weggeputscht wird. Wenn die Rückendeckung auch von den eigenen Parteifreunden weg ist, dann geht es meistens schnell.

SN: Kann es auch sein, dass der Ruhm, die Macht regelrecht süchtig machen?

Ja, das ist schon denkbar. Ein hoher Amtsträger wird überall hofiert, er ist Ehrengast, er steht im Mittelpunkt. Wenn das wegfällt, kann er in ein psychisches Loch kippen. Umso stärker dann, wenn etwa ein Politiker sich selbst stark über sein Amt definiert – was viele natürlich

SN: Aber wer über seinen Rücktritt zu „laut“ nachdenkt, der ist schon so gut wie weg vom Fenster.

Ja klar, weil schon 20 andere warten, die seinen Job wollen. Öffentlich lange darüber zu sinnieren, das wäre ein drastischer Fehler. Man informiert nur seine engsten Vertrauten – wobei gerade der eigene Beraterkreis oft eine negative Rolle spielt.

SN: Warum?

Weil deren Karrieren auch davon abhängen, dass der eigene Chef seine Position behält. Da wird kaum einer gern einen Rücktritt empfehlen.

SN: Politiker und Konzernlenker verdienen natürlich auch sehr gut. Geht es nicht manchmal ganz banal ums Geld?

Das ist natürlich in etlichen Fällen nicht von der Hand zu weisen. Da gibt es Leute, die wollen einfach nicht gehen, weil sie zum Beispiel noch keinen ausreichenden Pensionsanspruch erworben haben. So war es etwa beim Duisburger Oberbürgermeister nach der Katastrophe mit Todesopfern bei der Love-Parade. Keine Frage: Wer finanziell, sagen wir einmal, ausge-sorgt hat, der wird auch leichter von einem gut dotierten Amt lassen können.

SN: Was macht also einen guten Rücktritt aus – abgesehen davon, dass er überraschend kommt?

Ich denke, er muss zur rechten Zeit kommen. Übertrieben gesagt heißt das: Aufhören, wenn es am schönsten ist. Man muss noch selbst den Entschluss fassen, das Timing in der Hand haben, man darf noch nicht allzu sehr unter Druck sein. Man soll einen Nachfolger aufbauen, um kein Vakuum zu hinterlassen, wo dann das Hauen und Stechen anfängt. Dann kann der Rücktritt etwas sehr Würdevolles sein, das einem erst so richtig zu historischer Größe verhilft. Hans-Dietrich Genscher, der deutsche Außenminister, hat das perfekt gemacht. Sein Weggefährt Helmut Kohl dagegen hat viel von seinem Nimbus eingebüßt, weil er den richtigen Zeitpunkt verpasst hat.

SN: Also: An ihrem Rücktritt werdet ihr sie erkennen?

Na ja, das ist natürlich teils ein bisschen unfair. Manche Führungspersonen gera-

tun. Diesen Zustand der Berühmtheit haben Kollegen einmal treffend als regel-rechten „Höhenrausch“ beschrieben. Und auf den Rausch kann ein Kater folgen.

SN: Würden Sie Topleuten zum Karriereende dann gleich eine Psychotherapie empfehlen?

Na ja, das kommt sicher auf den Einzelfall an. Was man aber jedem ans Herz legen kann: sich schon dann, wenn es richtig gut läuft, Gedanken machen. Darüber, wie man wieder rauskommt aus dieser Position und was dann kommt. Der Tag danach – über den nachzudenken, das ist nach wie vor ein Tabu.

DER AUTOR



Wie Rücktritte gelingen

„Die Kunst, ein Amt zu verlassen“, analysiert der Journalist Moritz Küpper in seinem Buch. Der Autor, Jahrgang 1980, arbeitete für große Medien in Deutschland und ist derzeit Korrespondent des Deutschlandradios in Nordrhein-Westfalen. Sein Buch ist erschienen im Tectum Verlag, Baden-Baden 2017. BILD: SNUSTAVIKU/WEIDE

Zurücktreten, aber richtig

Wer nicht mit der Zeit geht, . . .

. . . muss bekanntlich mit der Zeit gehen. Ein Ausflug zu jenen, die elegant aus ihrem Amt schritten.

Und solchen, die eher hinaus stolperten.

ALEXANDER PURGER, CHRISTIAN RESCH

Kennen Sie Theodor Pißl-Percevic? Der ÖVP-Politiker trat 1969 als Unterrichtsminister zurück, weil er seinen Plan, ein zusätzliches Schuljahr einzuführen, in der eigenen Partei nicht durchsetzen konnte. Er wollte lieber als Minister fallen, statt inhaltlich umzufallen, sagte er und ging.

Was daran so bemerkenswert ist? Nun, eben der Umstand, dass ein Politiker aus sachlichen Gründen freiwillig zurücktritt. Man muss bis 1969 zurückblättern, um auf einen solchen Fall zu stoßen. Denn im Normalfall tritt ein Politiker nicht freiwillig zurück, schon gar nicht aus sachlichen Gründen. Schließlich ist Politik zumeist sein Beruf, von dem er lebt. Und wer gibt schon freiwillig seinen Brotberuf auf?

Im Falle eines Spitzenpolitikers kommt zum Problem des richtigen Rücktrittszeitpunkts ein zweites Problem hinzu, das einen Sportler nicht zu kümmern braucht: die Regelung der Nachfolge.

Dieses doppelte Problem – richtiger Rücktrittszeitpunkt, geregelte Nachfolge – lässt sich in Österreich derzeit am Beispiel der drei Landeshauptleute Josef Pühringer, Erwin Pröll und Michael Häupl studieren: Josef Pühringer in Oberösterreich übergab seine Partei klar auf Platz eins liegend und mit geregelter Nachfolge. Er hat alles richtig gemacht. Erwin Pröll hinterließ in Niederösterreich eine sorgfältig aufgebaute Nachfolgerin und sogar eine absolute Mehrheit. Er trat aber etwas zu spät zurück, sodass sein Abgang von unschönen Gerüchten über seine Privatstiftung überschattet wurde. Und Michael Häupl in Wien hat den richtigen Zeitpunkt für den Rücktritt längst versäumt. Seine Partei zerfleischt sich gerade in Flügel- und Nachfolgekämpfen. Das wird kein schöner Abgang für Häupl.

Dabei sind die Handlungsspielräume für Landeshauptleute – auch was ihren Rücktritt betrifft – meist wesentlich größer als in der harten Bundespolitik. Dort gestalten

sich die Abgänge in aller Regel unschön. Der letzte Bundeskanzler, der den Zeitpunkt seines Rücktritts frei und selbst bestimmen konnte, war Franz Vranitzky. Er ging 1997, weil er zu diesem Zeitpunkt zehn Jahre im Amt war, was er für eine ausreichend lange Zeit hielt. Zudem konnte er einen unbestrittenen Nachfolger präsentieren. Ein souveräner Abgang.

Sein Nachfolger Viktor Klima musste die Politik hingegen im Jahr 2000 über die Hintertreppe verlassen und galt, da er den Kanzlersessel verspielt hatte, in seiner Partei fortan als „Persona non grata“. Sein Nachfolger Wolfgang Schüssel wurde 2006 abgewählt – auch kein schöner Abgang. Es folgte Alfred Gusenbauer, der von seiner Partei nach nicht einmal zwei Jahren in die

Wüste geschickt wurde. Werner Faymann hielt länger durch, doch 2016 piffte seine Partei im wahrsten Sinne des Wortes auf ihn. Faymann versuchte seinen erzwungenen Abgang zwar als eigene, freiwillige Entscheidung darzustellen, doch das war politische Rücktrittskosmetik.

Diese Kunst pflegt man übrigens auch in der ÖVP. Deren Bundespartei-chefs treten immer dann „freiwillig“ zurück, wenn ihr Obmannsessel kein einziges unangesagtes Stuhlbein mehr hat.

Selbst der Großmeister aller Kanzler, Bruno Kreisky, ging 1983 nicht aus freien Stücken, sondern nach einer Wahlniederlage. Bei ihm kann man aber eine andere Kunst studieren, nämlich die der Rücktrittsdrohung: Vor der Volksabstimmung über

das Atomkraftwerk Zwentendorf im Jahr 1978 stellte Kreisky seinen Rücktritt in Aussicht, falls das Ergebnis ein Nein sein sollte. Der absolut herrschende Kanzler erhoffte sich davon einen Mobilisierungseffekt zugunsten des Atommeilers. Jedoch: Die Abstimmung ging mit Nein aus und Bruno Kreisky trat – nicht zurück. Seine Kunst hatte darin bestanden, die Rücktrittsdrohung so verschwurbelt auszudrücken, dass er nicht darauf festgenagelt werden konnte.

Ein großer Rücktrittsdroher war auch Jörg Haider. In seiner Karriere als FPÖ-Chef drohte er immer wieder mit Rücktritt, wenn ihm in der Partei etwas nicht passte oder er ein Vorhaben durchsetzen wollte. Eine Häufung an Rücktrittsdrohungen trat in der Zeit der schwarz-blauen Koalition auf. „Ich bin schon weg“, vermeldete Haider einmal, war aber stets immer noch da.

Klarerweise kann mit Rücktritt nur ein starker Politiker drohen, dessen Abgang tatsächlich ein Schaden für das Land oder zumindest seine Partei wäre. Aus dem Munde eines Schwächlings ist eine Rücktrittsdrohung sinnlos. Sie würde dann mit einem „Ja, bitte!“ quittiert. Vielleicht gibt es deswegen zurzeit so wenige Rücktrittsdrohungen.

Ein eigenes Kapitel sind Rücktritte infolge von Skandalen. In Österreich ist das ein sehr kurzes Kapitel, denn im Unterschied zu anderen Staaten herrscht bei uns die Meinung vor, dass erst eine rechtskräftige Verurteilung ein wirklicher Rücktrittsgrund ist. Und wenn ein Rücktritt doch unumgänglich ist, muss das noch lange nicht das Ende der politischen Karriere bedeuten. Karl Blecha, der 1989 wegen des Lucona- und Noricum-Skandals als Innenminister gehen musste, ist heute als Vorsitzender des SPÖ-Pensionistenverbandes einer der wichtigsten Männer seiner Partei.

Einer, der dazu einen ganz anderen Zugang pflegte, war Wolfgang Radlegger. 1989 trat er als Salzburger Landeshauptmann-Stellvertreter und SPÖ-Parteichef zurück. Er hatte als Wohnbaureferent die fehlgeschlagene Sanierung der WEB verantwortet, die Jahre später zum gleichnamigen Skandal führte. Wobei „verantwortet“ für Radlegger das zentrale Wort ist: „Ich war eben politisch verantwortlich. Man hat mir nie irgendwelche straf- oder zivilrechtlichen Vorwürfe gemacht. Aber ich habe Entscheidungen getroffen, die sich im Nachhinein als unzureichend erwiesen haben.“ Und seine

Verantwortung habe er wahrgenommen – „ich konnte mir selbst da nicht einfach einen Dispens erteilen“, sagt er heute. Und fügt hinzu: „Was ich an meinem Rücktritt bedauert habe, war das, was viele Leute dann hinter meinem Rücken über mich gesagt haben. Nämlich: Er wird schon was angestellt haben, sonst wäre er nicht zurückgetreten. Das war eigentlich das, was mir am meisten wehgetan hat.“

Hochachtung zollt Radlegger deshalb auch Reinhold Mitterlehner (ÖVP) und dessen „respektablen Schritt“, zur rechten Zeit abzugehen. Wobei Radlegger generell urteilt: „Die Rücktrittskultur in Österreich ist zumindest schon besser geworden. Auch weil der Druck der Öffentlichkeit größer ist.“ Habe früher die Partei gesagt: „Wir las-

sen uns den nicht rausschießen“, dann habe man das oft knallhart durchgezogen.

Überhaupt war Salzburg in den vergangenen Jahren ein unerreicht spannender Ort für die Beobachtung von Rücktritten und Nichtrücktritten – vor allem wegen des Finanzskandals. Der ressortzuständige David Brenner (SPÖ) versuchte in einer denkwürdigen Pressekonferenz am 6. Dezember 2012 den ultimativen PR-Gag: und zwar, sich als einzig kompetenten Aufklärer und Sanierer des Spekulationsdebakels zu präsentieren. Motto: „Ich kann gar nicht zurücktreten, denn unser Land kann jetzt nicht auf mich verzichten.“ Noch Monate nach seinem unvermeidlichen Rücktritt spielte Brenner mit dem Gedanken, viel-

leicht in die Regierung zurückkehren zu können – falls sich herausstellen würde, dass man den ganzen Berg von Swaps noch kostenneutral verkaufen könnte. Das Ergebnis ist bekannt.

In selbiger Sache wird nun bekanntlich Salzburgs Bürgermeister Heinz Schaden (SPÖ) vor Gericht müssen – am 6. Juni geht es los. Ob und wann Schaden seinen Hut nehmen wird, ist Gegenstand aufgeregten Gemunkels. Tatsache ist: Im Nachhinein betrachtet hat auch Schaden „seinen“ Zeitpunkt zu gehen längst versäumt. Zur Erinnerung: Längst gab es damals einen Kronprinzen, Stadt-Vize Martin Panosch. Doch dieser musste nach internem Streit mit dem Chef gehen, im September 2013 war das. Treppenwitz der Geschichte: Panosch selbst war 2011 in den Strudel einer „Dienstwagenaffäre“ geraten – und trotz massiver öffentlicher Kritik nicht zurückgetreten.

Zwei andere Fixsterne der Salzburger Lokalpolitik scheinen das Wort „Ablaufdatum“ ebenfalls nur von Milchpackerlin zu kennen: Bürgerlisten-Chef Johann Padutsch und der städtische ÖVP-Chef Harald Preuner. Sie sitzen seit 25 bzw. 13 Jahren in der Stadtdirektion – und wollen noch einmal antreten. Mögliche Nachfolger: keine in Sicht.